

Jud Süß bleibt eine Zumutung

Über den erstaunlichen Erfolg einer Stuttgarter Ausstellung

Von Tim Schleider

Was ist bloß dran am „Jud Süß“? Seit über einem halben Jahr läuft im Haus der Geschichte Baden-Württembergs in Stuttgart bereits die Sonderausstellung über den Spielfilm von Veit Harlan aus dem Jahr 1940, und der Strom der Interessenten reißt nicht ab: Rund 19 000 Besucher zählten die Verantwortlichen bisher; weitere 4000 kamen praktisch auf einen Schlag in der Langen Nacht der Museen im Frühjahr.

Ein Phänomen auch das Begleitprogramm: insgesamt 34-mal wurde der Spielfilm inzwischen im Kinosaal des Museums und im kommunalen Kino in der Friedrichstraße gezeigt – alle Vorführungen waren schon weit im Voraus restlos ausgebucht. Ausverkauft sind auch fast immer die Diskussionen, Vorträge und literarischen Führungen zum Thema. Was aber die Frage ja nur noch verstärkt: Was treibt die Zeitgenossen des Jahres 2008 in einen schwarz-weißen antisemitischen Propagandaschinken der Nazis aus dem Jahr 1940? In dem sich zu alten, längst verflissenen Zeiten ein Frankfurter Jude das Vertrauen des württembergischen Herzogs erschleicht und so lange die braven Schwaben ausbeutet und ihren Töchtern nachstellt, bis er endlich seine gerechte Strafe am Galgen bekommt?

Vom Interesse überrascht

„Ja, auch wir wurden von der Resonanz des Publikums völlig überrascht“, meint dazu die Ausstellungsleiterin Paula Lutum-Langer vom Haus der Geschichte. „Im Grunde wollten wir ja eigentlich nur ausprobieren, ob eine Ausstellung über einen einzelnen Film überhaupt funktioniert. Wir hatten gedacht, das wird dann vielleicht ein Geheimtipp für Cineasten.“ Nun ja, falsch gedacht. Schon wenige Tage nach der Eröffnung der Schau am 14. Dezember waren alle bis dahin geplanten Aufführungstermine des Begleitprogramms ausgebucht. „Zum Glück ist das Kommunale Kino schnell eingesprungen, so dass wir insgesamt sechzehn Zusatztermine einrichten konnten.“ Doch selbst so mussten im Laufe der Monate noch viele Interessenten vertröstet und abgewiesen werden.

Denn diese Besonderheit hat nun mal „Jud Süß“: der Film darf heute nicht einfach in irgendeinem Kino vorgeführt werden. Er zählt zu den rund vierzig deutschen Kinopro-



Die alten Bilder leben noch: Werner Krauß (links) und Ferdinand Marian in Veit Harlans NS-Propagandafilm „Jud Süß“ von 1940. Foto Verleih

duktionen der NS-Zeit, die im Besitz der Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung in Wiesbaden sind und unter sogenanntem Vorbehalt stehen. Das heißt, sie gelten als derart propagandistisch belastet, dass bei einer Aufführung speziell ausgebildete Referenten zuvor eine Einführung geben müssen und sich an die Aufführung eine ausführliche Diskussion mit den Zuschauern anschließt. In der Ausstellung wiederum sind auf Monitoren in den kleinen Kojen lediglich einzelne Filmteile zu sehen, die dezent, aber wirkungsvoll umrahmt werden von Schaustücken und Informationen über die Begleitumstände, die politischen Ziele und die zum Teil schrecklichen Folgen des Propagandastücks.

Ist es also womöglich die Aura des Halbverbotenen, die mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Kriegsende die Menschen an „Jud Süß“ so fasziniert? „Das spielte vielleicht bei Aufführungen in den sechziger Jahren eine Rolle“, meint dazu Gerd Albrecht aus Köln, der seit über zwanzig Jahren als Referent im Auftrag der Murnau-Stiftung tätig ist und auch Veranstaltungen in Stuttgart moderiert hat. „Damals kamen vor allem Menschen der mittleren Generation in unsere Aufführungen, und nicht wenige davon schweigten im Gespräch hinterher durchaus in antisemitischer Nostalgie.“ Die jungen Leute und Schüler dagegen, die er heute bei „Jud Süß“ erlebe, seien in aller Regel sehr gut über den Holocaust informiert. „Sie gehen im Grunde sehr unbefangen an den Film heran und interessieren sich mehr für die Tricks,

mit denen der Regisseur die antisemitische Botschaft in seinen Film versteckt.“

„Eigentlich ist das doch ein super gemachter Film“, meinte dann auch prompt ein junger Mann vor einigen Tagen nach einer „Jud Süß“-Vorstellung im voll besetzten kommunalen Kino in Stuttgart. „Er ist spannend, er hat Dramatik. Und wenn man nicht wüsste, was die Nazis mit den Juden gemacht haben, würde man denken: Na ja, der Jud Süß, das ist halt der Böse. Der Herzog ist der Dumme. Und das Volk, das sind die Guten. Wie’s im Kino halt so zugeht.“

Die Lüge verstehen

Viele ältere Besucher der Veranstaltung zucken bei solchen Worten zusammen. Die Generation der Siebzigerjährigen und noch Älteren schaut offenbar „Jud Süß“, um noch einmal Kindheits Erinnerungen aufzufrischen. „Ich will verstehen, wie man uns damals betrogen hat. Wie man in mir bestimmte Bilder produziert hat, von denen ich mich lange nicht befreien konnte“, meint eine ältere Dame. Sie ist im Nachgespräch besonders engagiert, die versteckten Botschaften der Handlungen aufzudecken: „Als der Süß die arme Kristina Söderbaum vergewaltigt und der Film das gar nicht zeigt, aber man sich als Zuschauer alles denken kann, da hab ich mich vorhin gleich wieder ertappt. Da hab ich gedacht: Jetzt muss er sterben!“

„Das Spannende ist“, meint dazu Paula Lutum-Langer vom Haus der Geschichte,

„dass unsere Besucher deutlich zeigen, wie nahe ihnen das Thema Antisemitismus weiterhin geht.“ Bei einem Vortrag über die literarische Vorlage des Kinofilms, die alte Jud-Süß-Novelle von Wilhelm Hauff aus dem Jahre 1827, sei ein Zuhörer ganz entsetzt gewesen, dass ausgerechnet in einer Geschichte seines Lieblingsautors schon so viel Judenhass stecke. „Der sagte dann in der Diskussion: ‚Der Hauff war aber schon noch arg jung, als er das geschrieben hat.‘ Und fügte dann aber selbst gleich hinzu: ‚Aber besser wird’s dadurch auch nicht.‘“

Im Übrigen will das Haus an der Stuttgarter Kulturmeile das Themenfeld weiter beackern. Die nächste Sonderausstellung wird sich vom 18. Dezember an mit dem „Mythos Rommel“ beschäftigen. „Das war ja auch so ein Schachzug des Propagandaministers Goebbels: den Generalleutnant Erwin Rommel zur Lichtgestalt des Heeres aufzubauen. Ständig waren Kameraleute an seiner Seite, um das Volk daheim mit immer neuen Heldengestalten vom Wüstenfuchs zu beliefern.“ Man kann schon jetzt prophezeien, dass auch an dieser Schau das Interesse des Stuttgarter Publikums groß sein wird. Und zweifellos ist das Thema bei den Mitarbeitern des Hauses der Geschichte – das von manchen Kritikern völlig zu Unrecht immer noch als Landes-Leistungsschau geschmäht wird, nur weil einst ein CDU-Ministerpräsident zu seinen Initiatoren zählte – in den allerbesten Händen.

Die Ausstellung läuft noch bis zum 3. August.

Abschied von den Galionsfiguren

Auch jenseits des Mozartsaals: die Hugo-Wolf-Akademie stellt ihr Saisonprogramm vor

Von Jürgen Hartmann

Die Stuttgarter Hugo-Wolf-Akademie will nach dem Weggang ihres langjährigen künstlerischen Leiters Hartmut Höll offenbar nicht mehr auf eine Galionsfigur setzen. Dass Hölls Nachfolger, der Tenor und Gesangspädagoge Francisco Araiza, bei der Präsentation des Saisonprogramms 2008/09 gar nicht anwesend war, ist dennoch verwunderlich. Zwar verweist der Geschäftsführer Mario Schulz, der diesen Posten ehrenamtlich wahrnimmt, darauf, dass Araiza bei der Programmgestaltung ein gewichtiges Wort mitgesprochen habe, deren Bekanntgabe gehöre aber zum „operativen Bereich“, den Schulz von der künstlerischen Leitung emanzipieren will.

Emanzipiert hat man sich auch vom Mozartsaal, der in der Vergangenheit beinahe exklusiver Spielort der Akademieprojekte war. Durch Araizas Professur an der Stuttgarter Musikhochschule befördert, werden ei-

nige Konzerte in deren Sälen stattfinden. Darüber hinaus will die Hugo-Wolf-Akademie in die Stadtteile ausstrahlen und bietet Konzerte im Bürgerhaus Möhringen und im Augustinum an.

Ausflüge in die Region ermöglichen zwei Programme im Deutschen Literaturarchiv Marbach, ein Abend im Tübinger Pflughof und ein Konzert bei den Ludwigsburger Festspielen. Solide Qualität versprechen die Sängernamen, darunter Nathalie Stutzmann, Olaf Bär, Christiane Oelze, Michaela Kaune, Birgid Steinberger und Markus Marquardt. Auch zwei Legenden der Sangeskunst sind vertreten: Dietrich Fischer-Dieskau wird zum Auftakt einer neuen Reihe „Lied in der Oper“ mit der erstmalig verliehenen Hugo-Wolf-Medaille geehrt; Peter Schreier gibt einen Meisterkurs. Abseits vom Schwerpunkt Kunstlied sind der Sprecher Max Schautzer und die Geigerin Mirijam Contzen angekündigt.

Mario Schulz erläuterte auch die Kooperation mit den Ludwigsburger Festspielen und

versuchte, die ob dieser Konstellation brodelnde Gerüchteküche trocken zu legen. Sekundiert von seinem Ludwigsburger Kollegen Markus Kiesel, untertrich Schulz die klare Trennung von Kunst und Geschäft: Ludwigsburger unterstütze die Stuttgarter „in allen nichtkünstlerischen Bereichen“ von Marketing und Vertrieb bis zur Betreuung der Drucksachen. Das Profil der Hugo-Wolf-Akademie werde nicht beeinträchtigt, dazu sei deren Vorstand „viel zu selbstbewusst“, meinte Schulz. Kiesel wiederum betonte, die Ludwigsburger Türen stünden „weit offen“ auch für eine intensivere Zusammenarbeit. Was hier geht und nicht geht, muss sich noch weisen – die bisherigen Erfahrungen werten beide als positiv, ja „beispielhaft“.

Arnold Schönbergs Georgezyklus „Buch der hängenden Gärten“ wird heute Abend um 20 Uhr in Marbach in Kooperation mit der Hugo-Wolf-Akademie vorgestellt.
www.hugo-wolf-akademie.de

Tagung in Bad Boll zu „Manderlay“

Volker Lösch, der Hausregisseur des Stuttgarter Schauspielhauses, ist für eine Kontroverse immer gut. Als er im Juni Lars von Triers „Manderlay“ inszenierte,ieß es in unserer Kritik: „Lösch bleibt sich mit seinem Thesen-theater treu. Er sorgt wieder für Diskussionsstoff.“ Das sieht auch die Evangelische Akademie in Bad Boll so, weshalb sie am kommenden Wochenende zu einer Tagung rund um die Inszenierung lädt. Unter dem Titel „Manderlay – Wie viel Freiheit trägt ein Mensch?“ geht es von Freitag bis Sonntag in mehreren Gesprächsrunden den Zumutungen und Versprechungen der Demokratie nach: Was haben wir von der Freiheit zu erwarten? Was zu befürchten? Selbstredend steht am Samstag auch ein Besuch von „Manderlay“ im Schauspielhaus auf dem Programm, begleitet von der Staatstheater-Dramaturgin Beate Seidel, die auch sonst durch die Tagung führt. Anmeldungen unter Telefon 0 71 64 / 7 92 43. Weitere Informationen unter www.ev-akademie-boll.de. rm

MOMENT, BITTE

Abgesagt

Michael Drauz' Rosenau Open

Michael Drauz musste die Rosenau Open auf dem Killesberg wegen mangelndem Publikumsinteresse absagen. Nun erklärt er, wie es weitergeht.

Herr Drauz, wie viele Karten haben Sie denn verkauft?

Um genau zu sein: 198. Ich habe die Veranstaltung schweren Herzens abgesagt und bekomme jetzt natürlich auch einige Mails von enttäuschten Rosenau-Open-Fans. Aber es wäre nicht verantwortbar gewesen, bei diesem Stand das weiter laufen zu lassen. Durch die frühe Absage hoffe ich, die Kosten in Grenzen zu halten.



Auf dem Berliner Platz hat ihre Veranstaltung ja jahrelang gut funktioniert, bis man Sie aus dem Herzen der Stadt vertrieben hat. Weshalb ging die Killesberg-Idee schief?

Zum einen sind auf dem Killesberg die Kosten höher, was sich auf den Eintrittspreis niederschlug. Aber der Hauptgrund ist wohl, dass die Rosenau Open auf dem Berliner Platz etabliert waren und dass es ein urbanes Programm ist, das mitten in die Stadt gehört.

Wer ist schuld an der Absage?

Von Schuld möchte ich nicht sprechen. Ich habe mich, nachdem uns 2007 der Berliner Platz leider nicht mehr zur Verfügung stand, auf Empfehlung hin an die Stadt gewendet und gehofft, dass ich einen Teil des Restrisikos gefördert bekommen kann. Damit wäre die Veranstaltung durchführbar gewesen. Ich akzeptiere natürlich die Förderpraxis und die in diesem Fall ablehnende Entscheidung der Stadt. Aber die Rosenau ist zu klein und finanziell zu schwach, um das Risiko alleine zu tragen.

Bleiben jetzt durch die Absage Kosten an der Rosenau hängen?

Am meisten tut es mir für die Künstler leid, die sich den Termin freigehalten haben. Es gibt auch Verträge, wo ich jetzt hoffe, dass ich sie möglichst günstig auflösen kann. Aber es gibt Kosten, die uns auf jeden Fall bleiben.

Wird es in dieser Stadt noch einmal Rosenau Open geben?

Das hoffe ich sehr! Für das nächste Jahr werde ich mit Joe Bauer durch die Stadt gehen und nach einem Platz suchen. Und dann hoffe ich, dass ich eine Genehmigung dafür kriege und das Programm förderungswürdig ist. (wer) Foto privat

KULTURBEUTEL

Staatstheater sucht Statisten

Die Württembergischen Staatstheater suchen für ihre Produktionen Frauen und Männer jeden Alters als Statisten. Ein Casting dazu findet am 12. Juli um 10 Uhr im Theater Depot in der Landhausstraße 188/1 statt. Eine Anmeldung ist unter Telefon 07 11/2 03 23 77 erforderlich.

Änderungen und Absagen

Jean-Guyon Queyras gastiert heute bis Freitag nicht mit dem Radio-Sinfonieorchester Stuttgart in der Liederhalle. Stattdessen spielt der Cellist Nicolas Altstaedt.

EX LIBRIS

Allein die Primzahlen sind ihre Freunde

Eine traurige Geschichte: Erik Fosnes Hansens Roman „Das Löwenmädchen“

Von Barbara Schaefer

Erik Fosnes Hansen, der norwegische Autor, der mit „Choral am Ende der Reise“ einen berührenden Roman über das Bordorchester der Titanic geschrieben hat, lässt seinen neuen Roman „Das Löwenmädchen“ im selben Jahr beginnen. Im Dezember 1912 kommt in einer norwegischen Kleinstadt ein Mädchen zur Welt, das am ganzen Körper mit hellblonden Haaren bewachsen ist. Die Mutter stirbt bei der Geburt, der Vater versteckt das Kind vor der Öffentlichkeit. Fosnes Hansen, geboren 1965 in New York, wuchs auf in Oslo, wo er heute lebt. Zwei Jahre studierte er in Stuttgart, er arbeitet als Rezensent und Literaturkritiker für die Zeitung „Aftenposten“.

Das Mädchen heißt Eva, ihr Vater ist Stationsmeister bei der Bahn, die „standardisierte Uhrzeit“ ist seine Welt. Ein Kind, das nicht in diese geordnete Welt passt, verstört ihn zutiefst – muss der Leser jedenfalls annehmen, denn der Erzähler bleibt gegenüber seiner Person eigenartig distanziert.

Der Vater, ein befreundetes Apothekerehepaar, die Amme, alle hoffen, das mit den Haaren möge eine vorübergehende Erscheinung sein, eines Tages würden sie von alleine ausfallen. Sie holen die ominöse „Frau Berg“, eine Gesundheitsberaterin. Aber weder Frau Bergs Bleigießerei noch die Zeit ändert etwas, Eva bleibt behaart, sie wird von der

Wissenschaft entdeckt, Ärzte untersuchen sie und sind begeistert von dem „Fall“.

Je älter Eva wird, umso mehr erzählt der Autor aus der Sicht des Mädchens. Es kommt zu schlimmen Szenen mit grausamen Kindern. Doch Eva findet einen Vertrauten, einen Telegraphisten. Von ihm lernt sie Morse und bekommt in ihrem Zimmer einen Morseapparat. So kann sie kommunizieren. Aber ihre Einsamkeit wächst umso mehr.

Mit der Pubertät wechselt die Erzählperspektive in die Ich-Form. Nun steht Eva ganz im Mittelpunkt des Romans. Allerdings klingen von nun an viele Passagen altklug, gestelzt. „Ich war froh, dass ich die Kinderstunde im Radio nicht zu hören brauchte, nur um ein Gesprächsthema mit Leuten zu haben, zu denen ich gar kein näheres Verhältnis entwickeln wollte, eine Haltung, die gottlob auf Gegenseitigkeit beruhte.“ Das soll die Sprache eines etwa 14-jährigen Mädchens sein? Und doch hat Fosnes Hansen interessante Charakterzüge für Eva eronnen und weiß sie gut zu erzählen. So ist Eva alles andere als selbstmitleidig, sie reagiert auf jede Zurückweisung bockig, aggressiv, rabiat – wie viele andere Heranwachsende auch. Wenn es aber allzu dick kommt, wenn sie etwa auf dem Nachhauseweg von Mitschülern verprügelt wird, hat sie ein Mittel, um nicht zu weinen: Sie denkt an Primzahlen, „meine faszinierenden, merkwürdigen Zahlenfreunde“. Das Mädchen sucht sich Fluchten, es reißt aus, immer wieder legt es sich

auf einen Felsen im Wald, liest und schaut in den Himmel. Diese Passagen gehören zu den eindringlichsten des Romans.

Schließlich entdeckt Eva die Sexualität, hat bald einen Freund, heimlich. Der Versuch, die Entdeckung der Lust eines erwachsen werdenden Mädchens zu beschreiben, gerät Fosnes Hansen etwas voyeuristisch, auch wenn er mitunter gestelzt ums „Weiße zwischen den Beinen“ herumschreibt.

Das Grundthema des „Löwenmädchens“ ist Ausgrenzung und Einsamkeit. An den besten Stellen ist das Buch nichts anderes als ein Roman über ein heranwachsendes Mädchen und seine Probleme mit seiner Umwelt. Der Leser vergisst Evas Fell, ihre „Hypertrichose“, wie der wissenschaftliche Name lautet, und nimmt sie schlicht als Mensch wahr. Da wird der Roman ein Aufruf zur Toleranz des Anderen und Andersartigen.

Doch Eva gerät erneut in die Fänge der Wissenschaft. Sie wird auf einem medizinischen Kongress regelrecht vorgeführt, und nicht nur das. Aber auf dieser Reise in die Hauptstadt kommt es zu einer Annäherung zwischen ihr und dem überforderten Vater.

Beinahe hätte Erik Fosnes Hansen ein starkes Ende der Geschichte geschrieben. Eine „Freak-Show“ macht Station in Evas Dorf, Menschen aus aller Welt mit den unterschiedlichsten Absonderlichkeiten, Kleine und Große, behaarte und Fischschuppige. Hier, als Mitglied dieser Truppe wäre sie nichts Besonderes mehr, wäre wie alle:



Hypertrichose heißt die Anomalität, unter der der „Löwenmännchen“ Lionel Birrouki litt – wie Erik Fosnes Hansens Heldin Eva. Foto Corbis

eben anders. Doch Eva flüchtet nicht aus ihrer engen Welt. Aber leider endet das Buch nicht mit diesem willensstarken Beharren, sondern traurig und hoffnungslos.

Erik Fosnes Hansen: Das Löwenmädchen. Roman. Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel. Kiepenheuer & Witsch, Köln. 395 Seiten, 19,95 Euro.

Nicht schön

Ricarda Junges Roman

Marie hat zwei Freunde, Arndt und ihren Liebhaber Peter. Dann gibt es noch Colina. Doch eine lockere Geschichte unter jungen Leuten erzählt Ricarda Junge in ihrem Roman „Eine schöne Geschichte“ nicht. Marie ist schwer lungenkrank, Colina psychisch gestört. Vor allem aber ist die Stadt, in der die vier leben, in unheimlicher Bewegung begriffen. Straßen verschwinden. Menschen schlafen bisweilen in Notunterkünften, weil sie ihre Wohnung nicht mehr finden. Man kann überall klingeln und wird umgehend hereingebeten. Es wird ausschließlich bar bezahlt. Ständig verschwinden Dinge und Menschen, doch einmal heißt es: „Alles taucht wieder auf. Aber in anderer Gestalt.“

Junge, eine Berliner Autorin des Jahrgangs 1979, hat einen surrealen Roman voller Seltsamkeiten geschrieben. Was hat das alles zu bedeuten? Ist Verschwinden eine Chiffre für Vergänglichkeit, wofür steht die merkwürdige Transformation der Stadt? Lesend wartet man vergeblich auf die Auflösung. Spannend ist das Buch leider auch nicht. Manches – etwa ein verrücktes Hotel, in dem die Männer im Keller wohnen müssen – ist nicht ohne Reiz. Insgesamt aber wirkt der Roman angestrengt symbolträchtig. Der Roman ist stilischer geschrieben, bietet aber kein Lesevergnügen. C.B.

Ricarda Junge: Eine schöne Geschichte. Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main. 256 Seiten, 17,90 Euro.